

BYE BYE, LÜBBEN CITY

BLUESFREAKS, TRAMPS UND HIPPIES IN DER DDR

ERWEITERTE
NEUAUSGABE

Herausgegeben von Michael Rauhut und Thomas Kochan

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF



Michael Rahhut & Thomas Kochan

BYE BYE, LÜBBEN CITY

*Bluesfreaks, Tramps und Hippies in der DDR
Erweiterte Neuauflage*

Mit Beiträgen von Christoph Dieckmann, Michael Suckow, Ralf Dietrich, Sebastian »Buzz Dee« Baur, Michael Rahhut, Veronika Fischer, Thomas Kochan, Christian »Kuno« Kunert, Thomas P. Funk, Theo Lehmann, Bernd Lindner, Wolfgang Schmidt, Ruth Leiserowitz, Kenneth Anders, Friedrich Winter, Ralf Hirsch, Rainer Eppelmann, Jan Schönfelder, Steffen »Gullymoy« Geißler, Steffen Könauf, Olaf Leitner, Udo Wolff, Daniel Weißbrodt, Andreas »Gosse« Ibscher, Paul Kaiser, Konstanze Kriese, Gert Leiser, Tilo Köhler, Joachim Walther, Michael Keller, Reinhard Lorenz, Fritz Rau, Karlheinz Drechsel, Detlef Siegfried, Jürgen Balitzki, Lothar Schmutzler, Matthias Kehl, Lutz Rathenow, Antje Pfeffer, Peter »Cäsar« Gläser, Annette Leo, Harald Hauswald, Kay Lutter, Uwe Breitenborn, Luise Mirsch, Andreas Lehmann, Rebecca Menzel, Leander Hausmann, Jürgen B. Wolff, Michael Möller, Matthias Zwarg, Götz Hintze.

Schwarzkopf & Schwarzkopf

INHALT

EIN BLICK IN DEN SPIEGEL	8
------------------------------------	---

Ausscheren ...

KÜCHE, KAMMER, WEITE WELT	12
<i>Mythen der Erinnerung Von Christoph Dieckmann</i>	

GRÜN UND BLAU SCHMÜCKT DIE SAU	30
<i>Der Stil der Szene Von Michael Suckow</i>	

ACHT ZYLINDER BLUESGETRIEBE	50
<i>Monokel tanken das Boogie-Mobil mit Blut, Schweiß und Tränen</i>	
<i>Von Ralf Dietrich</i>	

KLEINE FLUCHTEN	63
<i>Vom Blues einer unruhevollen Jugend Von Michael Rahhut</i>	

DA HILFT KEIN JAMMERN	84
<i>Zwischen Resignation und Aufbegehren: Die Szene lebte den Blues</i>	
<i>Von Thomas Kochan</i>	

THE TIMES THEY ARE Ä WAHNSINN	103
<i>Gerste, Renft und Rebellion Von Christian »Kuno« Kunert</i>	

Aufbrechen ...

UNTERM ASPHALT	116
<i>Die Kunden vom Lichtenberger Tunnel Von Thomas P. Funk</i>	

BLUES & TROUBLE	131
<i>Das erste Bluesbuch der DDR Von Theo Lehmann</i>	

LANGE HAARE – KURZER VERSTAND?	140
<i>Interne soziologische Befunde zu einem umstrittenen Phänomen</i>	
<i>Von Bernd Lindner</i>	

WAS HAT DAS MIT UNSERER SAUBEREN GESELLSCHAFT ZU TUN?	155
<i>Der Geheimdienst dirigierte die Putzkolonne</i>	

UNERKANNT DURCH FREUNDESLAND	165
<i>Subversiv reisen mit Transitvisa Von Ruth Leiserowitz</i>	

DAS WASSER WEISS SELBST, WO ES HINGEHÖRT	177
<i>Keimzeit und sein Publikum Von Kenneth Anders</i>	

Ankommen ...

DIE OSTBERLINER BLUESMESSEN	190
<i>Ein Insider-Bericht über sieben Jahre Lernprozess</i>	
<i>Von Friedrich Winter</i>	

TEUFELSZEUG IM GOTTESHAUS	215
<i>Rainer Eppelmann holte den Blues in die Kirche</i>	
<i>und setzte sich zwischen alle Stühle</i>	

GITARREN UND KNARREN	225
<i>Krawall auf dem Erfurter Pressefest 1978 Von Jan Schönfelder</i>	

GEGEN DIE STRÖMUNG	241
<i>Szeneheld Gullymoy denkt mit gemischten Gefühlen zurück</i>	

BERLIN, TORONTO, WERNSDORF	252
<i>Günter »Holly« Holwas – hart, aber herzlich Von Thomas Kochan</i>	

UNDERCOVER MIT JOHN MAYALL	261
<i>Ein Besuch in Stefan Diestelmanns Erinnerungshotel Von Steffen Könauf</i>	

Abfeiern ...

GRÜNE KUTTEN IM SCHWARZEN SACK	280
<i>Ostblues aus Westsicht Von Olaf Leitner</i>	

IMMER NOCH NICHT MAGDEBURG	298
<i>Mit der Hildesheimer Bluesband Das Dritte Ohr</i>	
<i>auf Heimaterkundung Ost Von Udo Wolff</i>	

KARNEVAL IN WASUNGEN	306
<i>Das Volksfest als subkulturelles Happening</i>	
<i>Von Daniel Weißbrodt</i>	

WIR WALDMENSCHEN	321
<i>Gosse, Baujahr 1957, erinnert sich</i>	

HECKENSCHEREN GEGEN FEINDFRISUREN	328
<i>Das Vokabular der Macht: Asozialität, Dekadenz und Untergrund</i>	
<i>Von Paul Kaiser</i>	

BLUES OVER BEETHOVEN	349
<i>Engerling: Herkunft als Gegenwart Von Konstanze Kriese</i>	

Auftanken ...

EINMAL VARNA UND ZURÜCK	364
<i>Tramp nach Osten Von Tilo Köhler</i>	

GLORIOSER BLUES	374
<i>Jürgen Kerth ist nicht nur Thüringens ungekrönter Gitarrero</i>	
<i>Von Michael Keller</i>	

LEBENDIG IM BLUES BEGRABEN	385
<i>Spurensicherung am Fuße der Wartburg Von Reinhard Lorenz</i>	

BLUES BEFORE SUNRISE	395
<i>Die Konzertveranstalter Horst Lippmann und Fritz Rau</i>	
<i>schrieben ein dickes Kapitel Popmusikgeschichte</i>	

WHITE NEGROES	408
<i>Westdeutsche Faszinationen des Echten Von Detlef Siegfried</i>	

BLUESER ALLER LÄNDER, VEREINIGT EUCH!	423
<i>Bayon: Global Players aus dem Osten Von Jürgen Balitzki</i>	

Aufatmen ...

LISA	440
<i>Erinnerung an einen Moment Von Matthias Kehl</i>	

VOM BLUES DER WILDEN MÄDELS	454
<i>Von Antje Pfeffer</i>	

DIE HALLELUJA-LIEDLEIN KÖNNT IHR VERGESSEN	468
<i>Walter Schilling und die »Offene Arbeit«</i> <i>der Evangelischen Kirche Von Annette Leo</i>	
EINMAL UM DIE WELT	480
<i>Von Harald Hauswald</i>	
STEIL & GEIL	492
<i>Freygang macht hart Von Kay Lutter</i>	
MATTSCHIEBENBLUES	506
<i>Von Uwe Breitenborn</i>	

... alles auf Anfang

DER SCHATTENMANN	524
<i>Hansi Biebl und das ewige Leiden am Mittelmaß</i> <i>Von Andreas Lehmann</i>	
WITTSTOCK VS. WOODSTOCK	536
<i>Hippies Ost und Hippies West Von Rebecca Menzel</i>	
ADE, IHR WACKEREN VOLKSVERTRETER	556
<i>Folk in der DDR Von Jürgen B. Wolff</i>	
PICKNICK AUF DER GROSSEN MAUER	571
<i>Bis kurz vor Hongkong und zurück Von Michael Möller</i>	
VERFLOSSENE JAHRE	588
<i>Satori und Wind, Sand & Sterne schenken Hoffnung durch Musik</i> <i>Von Matthias Zwarg</i>	
DER KUNDE HAT DAS WORT	601

Anhang

BANDS UND MUSIKER / GÖTZ HINTZE	628
AUSGEWÄHLTE LITERATUR, AUTOREN UND HERAUSGEBER	642
PERSONEN- UND BANDREGISTER	651

EIN BLICK IN DEN SPIEGEL

Lübben hat genauso wenig eine City wie Hintertupfingen und Kleinkleckersdorf. Lübben ist ein verschlafenes Nest im Brandenburgischen, fernab vom Schuss – ein Ort, wo der Blues lauert. Provinz eben. Wer nicht den schleichenden Tod vor der Glotze sterben will, geht auf die Piste und hält den Daumen in den Wind.

1979 jagte die Berliner Band Monokel mit »Bye bye, Lübben City« ihren ganz speziellen Blues einer rastlosen Jugend durch die Boxen. Vier Jahre später wurde das Stück in einer merkwürdig soundgebremsten Version von der volkseigenen Plattenfirma produziert, gekürzt um die Refrainzeile »The sun ain't gonna shine anymore«. Pessimistische Zungenschläge, dazu noch in Englisch – das war wohl zu viel des Guten. Vielleicht ist der Song bis heute ein Gassenhauer geblieben, weil er mit schlichten Worten und kernigen Riffs das Lebensgefühl einer fernen Ära konserviert. Vielleicht hat er aber auch längst die Ebene des Konkreten verlassen und ist zum Sinnbild eines zeit- und grenzenlosen Sehns gereift. Manchmal werden auch Songs erwachsen.

Monokels »Bye bye, Lübben City« ist das Selbstporträt einer Szene, mit wenigen Strichen gezeichnet und trotzdem auf den Punkt gebracht: Fünf lange Tage fordern Schule oder Arbeit Tribut, doch am Freitagabend wird Gas gegeben. Und zwar richtig! Montag reiht man sich mit schwerem Schädel, aber voller Batterie wieder in die Tretmühle ein. Sie nennen sich Kunden, Tramper oder Blueser, tragen lange Haare, Bärte, Jeans und Parkas. An den Wochenenden sind sie permanent auf Achse. Sie feiern in abgeschiedenen Dorfsälen wüste Happenings, okkupieren aber auch Volks- und Heimatfeste, wo sie den Exzess nach außen kehren. Ihre Treffen sind das komplette Kontrastprogramm zum tristen Alltag. Da wird hemmungslos gesoffen und geliebt, Blödsinn ausgeheckt und den Spießern eine Nase gedreht. Was gehn euch meine Lumpen an?

Die Jeans-und-Parka-Fraktion war die vitalste und langlebigste Jugendszene der DDR. Ihre Ahnen rockten in den sechziger Jahren zum »I can't get no satisfaction« der Rolling Stones und verfielen der Flower Power. Zu voller Blüte trieb der Langhaarigen-Underground in der zweiten Hälfte der Siebziger, bis ihm Punks und Heavy-Metal-Freaks den Schneid abkauften. Bluesers Leitbild blieben die Ideale der Hippiebewegung, der Geist von Woodstock. Love & Peace & Suff.

Musik war der Motor. Der Kunde liebte das »Handgemachte«, »Echte«: Folk, Southern Rock, vor allem aber siedend heißen, elektrischen Blues. Er vergötterte die Allman Brothers, ZZ Top und Lynyrd Skynyrd, Jimi Hendrix, Neil Young, John Mayall und Bob Dylan.

Seine Suche nach Ursprünglichkeit, Überlebensstrategien und Nischen zieht sich als roter Faden durch dieses Buch. Es sind Geschichten vom Ausscheren, Aufbrechen und Ankommen in den Enklaven der Sehnsucht, vom Abfeiern, Energietanken und Aufatmen – Geschichten der Selbstbehauptung, von Rausch und Ritual und der magischen Kraft der Musik. Verschiedene Perspektiven ergeben ein vielfarbiges Kaleidoskop. Sie relativieren das Klischee der »geschlossenen Gesellschaft«, spüren Kapillargänge der Geschichte auf und beschreiben den Stoff, aus dem Träume sind.

»Bye bye, Lübben City« ist ein Buch der Erinnerungen: deftig, bunt und ehrlich. Wie die Szene selbst.

BYE BYE, LÜBBEN CITY

Er heißt Andreas, Micha oder Frank
Und kommt aus Lübben, Frankfurt oder
anderswo

In der Woche ist er Koch oder Schlosser
Oder Stift bei Meister Sowieso

Er steht auf Karussell, auf Kerth und auf
Monokel

Und auf Hauff & Henkler, ach i wo

Am Wochenende steht er an der Piste
Und zeigt seinen Daumen vor
Die Musik, die da gespielt wird, wo er hin will
Hat er lange schon im Ohr

Bye bye, Lübben City
The sun ain't gonna shine anymore

Er heißt Andreas, Micha oder Frank
Und Montag sieht er immer etwas müde aus
Er hat die Kilometer noch in den Knochen

Und die andern kommen aus dem
Fernsehhaus

Er sagt: Gib Gas, liebe Woche
Und Freitag rastet er dann wieder aus

Er sagt: Gib Gas, liebe Woche
Bye bye, Lübben City
Bye bye, Lübben City
The sun ain't gonna shine anymore

*Text: Rainer Lojewski,
Originalfassung. Monokel 1979*

Ausscheren ...

KÜCHE, KAMMER, WEITE WELT

Mythen der Erinnerung | Von Christoph Dieckmann

... schwere bahnhofdächer
über uns gestellt
gleise wie ein fächer
in die weite welt
zeit für mich
weine nicht
halt gefangen dein gesicht
wie man auch sein rotes
blut gefangen hält ...

*aus WANDERSMANN
kurt demmler/auf renft*

Bisschen spät, von alldem zu erzählen. Vieles ist so lange her, ver-
narbt, verklärt. Es brennt nicht mehr, aber es lässt sich noch spüren.
Ich gewähre Ihnen verlängerten Ausgang wegen Ihrer disziplinarischen
Fortschritte in den letzten Wochen, so hatte Heimleiter Cords gespro-
chen und seiner Montagsgnade Mahnung angefügt: Nach Konzerts-
schluss kehren Sie unverzüglich ins Internat zurück. Und ich möchte
nicht erleben müssen, dass Ihre morgige Arbeitsleistung unter dem
verkürzten Nachtschlaf leidet.

Der Lehrling, der ich war, versprach Morgiges und lief in den Abend
hinaus, an die Chaussee, der großen Freude entgegen. Ich wollte tram-
pen. Niemand hielt. Es waren nur drei Kilometer bis Brand-Erbisdorf im
Erzgebirge, wo am 1. April 1974 im »Brander Hof« mein herrlichstes
DDR-Konzert stattgefunden hat. Es spielte die Stern Combo Meißen,
für junge Pathetiker damals das Nonplusultra diesseits der Elbe. Meine
jenseitige Lieblingsplatte, von Omi eingeschmuggelt, war Yes' »Tales
from Topographic Oceans«, ein Doppelalbum mit vier ganzseitigen
Weltall-Erde-Mensch-Oratorien. Yes brachten Stern Meißen an jenem
ekstatischen Abend nicht, aber Jethro Tulls »Living in the Past« und
»People on the Beach« von meinen englischen Brass-Rock-Favoriten
If. Köstlich soulte Reinhard Fißler den Temptations-Heuler »Papa Was

a Rolling Stone«. Der Orgel-Magier Kurzhals flog durch Brian Augers »Freedom Jazz Dance« und türmte Emerson-Mussorgskis »Great Gates of Kiev« auf. Dann die Krönung: »Lighthouse« von The Flock, im Original die Reverenznummer eines kleinwüchsigen US-Gitarristen namens Fred Glickstein, dessen hünenhafter DDR-Wiedergänger Werner Kunze hieß und ein Solo abfackelte, das auch den Hörer zum Helden machte. Niemand tanzte. Die Leute klumpten vor der Bühne und sofften Musik. Und dann Emersons »Iconoclast Mass«, und John McLaughlins »Dance of Maya«, und es war zu Ende. Schweißnass hinaus in die Nacht. Heim unterm Mond, unbesiegt, königlich allein.

Schlagerfuzzis mochten Balz-Pop hören. Ich suchte Kunst. Musikalisch sozialisiert hat mich jene kurze Epoche, in der Rockmusik nach den Welträtseln griff und sich nicht länger als Unterhaltung und anti-autoritäre Kleinform beschied. Elvis fand ich so öde wie später Punk. Damals, so zwischen 1970 und 1975, nahmen die Musiken Kenntnis voneinander. Rocker adaptierten Klassik, Jazz akzeptierte Rock. Blues wurde zum Idiom des Echten und Wahren, und aus den Keltenländern wehte die herbsüße Bitternis des Folk an unsere Antennen. Es gab Rundfunkprogramme von heute unerhörter Varianz. Meine Sendung



Open-Air-Konzert der Stern Combo Meißen am 21. Juli 1972 in Crimmitschau

war »Rumms« auf HR III: Planxty neben Humble Pie, Big Bill Broonzy bei Albert Mangelsdorff, und alle spielten die Musik der Gegenwelt, die Ferne hieß, nicht DDR.

Schwebend erreichte ich das Internat. Heimleiter Cords war noch auf, lobte meine Wiederkehr und erfragte den Abend. Vielen Dank, dass ich gehen durfte, sagte ich, das war das tollste Konzert meines Lebens. – Das freut mich, sagte Cords. Möge Ihnen dieses Erlebnis Ansporn für hohe Arbeitsleistungen sein. – Der nächste Tag begann mit zwei Stunden Betriebsökonomie. Dann Optik. Dann Elektrotechnik. Ich war Lehrling der Zentralen Berufsschule des DDR-Lichtspielwesens. Binnen zwei Jahren erlernte man dort den Beruf eines Filmvorführers. Ich, technisch umnachtet und tragisch verliebt, erlernte die Kunst des Unglücks. Nachmittags Metallpraxis bei Feilenhauer Bohla oder Löten bei Herrn Kemptner, der die Mädchen mit selbst gefertigten Zoten verwöhnte. All das war mir unerträglich, seelentöterische Existenz. Nachts stand ich heimlich auf, schlich ins Klassenzimmer und las bei kleiner Lampe »Eugen Onegin« und Shakespeare: Art Rock auf Papier. Ich begriff wenig und fühlte groß. Frei sein wollte ich und verstand darunter die Verweigerung der proletarischen Welt. Ich musste fliegen, also flog ich – aus der Lehre. Mein Asyl wurde dann die Theologie; all das ist erzählt in »Die Liebe in den Zeiten des Landfilms«. Hier geht's um rockmythisch versetzte DDR-Erinnerung; der wahre Mythos ist natürlich die eigene Jugend. Derzeit boomt ja das Ost-Erinnern. Ich verfolge das mit leichtem Unbehagen, wenn das tätige Gedächtnis schwächer scheint als der Sinn für Konjunktur. Allzu oft dient sich derlei Gedenken medialen West-Erwartungen an, memoriert Pittiplatschs Abenteuer und spielt Klein-Doofi aus der Zone. Ost-Leben erscheint als kindlich vormoderne Existenz. – Ja, natürlich gab es Kindsköpfe, dämliches Volk, DDR-Vernagelung, die Stasi und Millionen Biedermeier-Ärsche an der Wand. Ebenso bevölkern mein Ostgedächtnis Scharen selbstbestimmter Menschen: Moralisten und Stromaufwärtskrawler, Literaten, Rocker, Jazzer, Tramps, deren Geist, wenn schon der Körper hierbleiben musste, die Grenzen der DDR überflog. Obschon wir die Gegenwelt nicht erfahren durften – wir wussten, dass es sie gab, und suchten ihre Spiegelungen in der Kunst. Dümmer sind wir damals nicht gewesen, nur dümmer regiert.

Jeden Donnerstagabend lief im Internat der »kulturpolitisch wertvolle Film«. Mein Größtes war Sergej Bondartschuks »Krieg und Frieden«: vier Teile, siebeneinhalb Stunden Tolstoi, Liebe, Entsagung,

Ekstasen der Innerlichkeit, Schlachtgemetzel, rauschendes Russland, und am Ende reden die Bäume. Die meisten Filmschul-Kameraden gähnten oder schliefen ein. Dann kam ein Film, der weckte jeden: Stuart Hagmans »Blutige Erdbeeren«. Amerikanische Studenten streiken gegen den Vietnam-Krieg und erfahren die brutale Repressivität der Macht. Haar weht, es wird amerikanisch gefreakt, gekämpft und frei geliebt, und allüberall erschallt unsere Musik: »The Circle Game« von Buffy Sainte-Marie, Thunderclap Newmans »Something in the Air«, Crosby, Stills, Nash & Young, für die ich alle Stones und Beatles weggeschmissen hätte. »Thin soldiers and Nixon coming, we're finally on our own«, sang Neil Young, beschirmt von drei eisernen Gitarren, »this summer I hear the drumming, soldiers are cutting us down, should have been long ago ... Four dead in Ohio, four dead in Ohio, four dead in Ohio.« Wir löteten am Kinoverstärker und zapften die Herrlichkeiten aufs Band. Auch entstand im Internat der Brauch, Diskoabende zu beschließen, indem man im Speiseraum kreisförmig auf dem Boden lagerte und, gemäß dem Finale von »Blutige Erdbeeren«, händeklatschend »Give Peace a Chance« sang. Nun hätte Nixons Killergarde einmarschieren müssen. Es erschien aber nur Heimleiter Cords und mahnte zur Nachtruhe.

Mein Fernweh-Mythos hieß *Amerika*, freilich auf diffuse, eklektische Art. Mir träumte das ewige Woodstock. Mein Sehnen wohnte in einer Gitarrenkathedrale, beschallt von Jimi Hendrix, Johnny Winter und der Allman Brothers Band; das war meine Bluesrock-Trinität. Als ich, viel später, die USA bereiste, hörte ich immer wieder den Satz: *America is what you make of it*. Das trifft's. Im Frühjahr 2003, die USA rüsteten gerade zum Krieg gegen den Irak, befragte mich der neue Deutschland-Korrespondent der »New York Times« nach einer



Plakat des US-Films »Grenzpunkt Null«
(»Vanishing Point«, 1970), der im
November 1975 in der DDR anlief

Dissonanz, die er nicht verstand. Er sei in Osteuropa unterwegs gewesen und habe überall Sympathien für *Amerika* gefunden, Dankbarkeit für die Schutzmacht der Demokratie und ihre antisowjetische Beharrung im Kalten Krieg. Zeugnis solchen Danks sei ja nun die Präsident Bush gewidmete Solidaritätsadresse jener Staaten, die Donald Rumsfeld das junge, das hilfreiche Europa nennt. Aber warum nichts von solcher Dankbarkeit in Ostdeutschland?



SED

HAUSMITTEILUNG

An	Gen. Tiedke Propaganda	von Abteilung	Kultur 404020	Diktatzeichen	42/Ho	Datum	26.1.72	Eridigungs- vermerk
Beitr.	Filmvorführung am 27.1.72, 14.00 Uhr, Film- saal II. Etage						Telefon Nr. 2820	

Lieber Genosse Tiedke!

T
Es besteht die Möglichkeit, morgen, 14.00 Uhr, im Film-
saal II. Etage, den Film "Blutige Erdbeeren" zu sehen.
Es handelt sich hierbei um einen amerikanischen Film über
studentische Probleme und es wird auf äußerst brutale Art das
Vorgehen der amerikanischen Polizei dargestellt. Dieser Film
ist natürlich auch in mancher anderen Ansicht problematisch
und wir wären sehr daran interessiert, Deine Meinung dazu zu
erfahren, zumal wir uns überlegen, ob es nicht möglich ist,
diesen Film anzukaufen und entsprechend zu bearbeiten, weil
er durchaus geeignet ist, Hass gegen den Imperialismus zu
erzeugen.

Ich bitte, für diesmal die Kurzfristigkeit der Einladung
zu entschuldigen, sie ergibt sich aus der Tatsache, daß wir
nicht eher disponieren konnten.

Am nächsten Donnerstag, 3.2.72, zur gleichen Zeit, möchten
wir den sowjetischen Film "Warten wir den Montag ab" zeigen, bei
dem bis jetzt aus verschiedenen Gründen mit einer Aufführung in
der DDR gezögert wurde.

Hoffmann
/Hoffmann/
Abteilungsleiter

Der Mensch fragte ernstlich. Er schien zu glauben, die Ostdeutschen schuldeten Washington Dank für ihre eigene Revolution. Er kam mir und meiner Friedenswut gerade recht. Ich nannte Bushs Regierung eine Junta und Rumsfelds Hilfseuropäer Opportunisten, die via Schleimspur auf Uncle Sams Knie kröchen. Im Übrigen seien die Ostdeutschen USA-freundlicher als die Westler. Denn sind sie etwa Anti-Amerikaner, die Fans von Superbowl, Redneck-Country und Hollywoods Blutwurst-Kino, die Faustrechtler und Rassisten, die mit »The south will rise again«-Schnalle auf der Plauze über Brandenburgs Jahrmärkte paradien? Und dann gibt's noch solche wie mich, die *Amerikas* alternative Künste und sein Talent zur Selbstprüfung schätzen. Wir wären sehr verblüfft, wenn solche Sympathien der Regierung Bush zukommen sollten. Bezüglich der Ost-Gefühle zu *Amerika* existieren zwei Klischees. Das erste: Wie die Bundesrepublik ihre Nachkriegs-Generationen amerikanisierte, so seien die Ostdeutschen sowjetifiziert und also, was *Amerika* betrifft, propagandistisch verdorben worden. Das Gegenklischee: Generell verwechsle der Westen die Propaganda der SED-Medien mit dem Empfinden der DDRler, die sich *Amerika* als ein Asyl der Gegenwelt erträumten: Rock statt Marx.



Open Air in Wandersleben/Thüringen, 1975

Das zweite Klischee kommt der Wahrheit näher. Jeder Zögling der DDR-Volksbildung erwuchs mit *einem* positiven Image der USA: sowjetverbündete Siegermacht über die Nazidiktatur. Gut waren die USA, solange die Anti-Hitler-Koalition hielt, also bis knapp hinter die Nürnberger Prozesse. Danach begann das böse *Amerika* – McCarthy, Rosenberg-Urteile, Koreakrieg, Vietnam –, inklusive retrospektiver Untaten: Hiroshima, Nagasaki und Dresdens Zerstörung durch »anglo-amerikanische Terrorbomber«, wie es im DDR-Gedenkkalender hieß. Dresden symbolisierte das heikle Thema alliierter Kriegsverbrechen auf sowjetverträgliche Art.

Problematisch war für SED-Ideologen, dass ihr USA-Bild die Jugend kaum erreichte. Wen ängstigte die Brutalität des Kapitalismus, wenn er in einer vollbeschäftigten Mangelgesellschaft lebte? Was verschlugen antiimperialistische Parolen angesichts russischer Panzer in Ostberlin, Budapest und Prag? *Amerika* stand für individuelle Freiheitsrechte. Ich habe nach der Wende mit Eric Burdon und Rory Gallagher gesprochen. Manches von deren anglo-irischer *Amerika*-Sehnsucht klang meiner ostdeutschen ziemlich ähnlich. Dem Newcastle-Kind Burdon hatten Matrosen seine ersten Black-Music-Platten mitgebracht. Aus Gallagher sprach noch 1996, ein halbes Jahr vor seinem Tod, der Stolz, als Ire ein respektierter Bluesgitarrist geworden zu sein. Also gar nicht anders als Westeuropas Jugend empfanden wir Rock, Jazz, Jeans und Beatnik-Prosa als Träger emanzipatorischer Energien, nur dass die begehrten Americana im Osten schwerer zu beschaffen waren, weshalb wir jeglichen Westen kurzerhand *Amerika* zuschlugen.

Jedes Erinnern ist altersgebunden und lebt in der Biografie – auch



der kollektiven. Kommunizierbar werden die Fakten der DDR-Geschichte erst als Generations-Erzählung. Ich bin 1956 geboren, im Jahr des Ungarn-Aufstands, der jene Sozialismus-Illusionen zerstörte, die der 17. Juni 1953 vielleicht noch übrig gelassen hatte. 1961, mit der Mauer, war dann gar nichts mehr zu hoffen. Der Kulturkahlschlag des 11. SED-Plenums

Lizenz-LP, 1973 produziert

1965 belehrte endlich auch jene Künstler und Intellektuellen, die vermeint hatten, bei geschlossener Westgrenze werde sich der Sozialismus liberalisieren. 1968, Prager Frühling: Klappe zu, Hoffnung tot. Aber mit jeder Jugend erhob sich die Hoffnung neu.

1971 beerbte Erich Honecker Walter Ulbricht. Jener Honecker, der die sechziger Jahre als ideologischer Scharfmacher verbrachte und sich als Beat-Verfolger profilierte, gab nun den Halbliberalen. Als bemühter *Kunde* fiel man von einem Ohr aufs andere, wenn man Honis libertäre Sprüche hörte. Betreffs langer Haare etwa komme es nicht darauf an, was unsere Jugend auf dem Kopf trage, sondern was darin sei. Wie muss dies Genossen Rüdiger ins Herz getroffen haben, den Direktor meiner Sangerhäuser Thomas-Münzer-Schule, der mir stets geschworen hatte: Mit dieser Mähne keine Abschlussprüfung! Jetzt überreichte er mir das Zeugnis, gratulierte gepresst und sprach: Erwerben Sie zu Karl Marx' Haarlänge nun auch noch sein Wissen.

Honecker suchte und fand außenpolitische Anerkennung. Die Ostverträge der Regierung Brandt entspannten das deutsch-deutsche Verhältnis. Egon Bahrs Politikkonzept »Wandel durch Annäherung« griff Raum. Am Horizont schimmerte die KSZE. Was Westmedien anging, erklärte Honecker, dass sie bei uns jedermann ein- und ausschalten könne. Nicht länger galt Rockmusik als dekadenter Schüttelkrampf des Spätkapitalismus. Statt auf Konfrontation setzte Honecker aufs Domestizieren, auf Umarmung und sanften Druck. Vorsichtig öffnete sich der SED-Rundfunk und produzierte Ostrock. Unvergesslich, wie mir 1972 eines Frühlingstags auf Radio DDR statt des altväterlichen Big-Band-Sounds (tausendmal »Mein Herz geht dabadabadab«) plötzlich eine Breitwand Prog-Rock entgegenkam: sägende Gitarren, maurisch klagende Orgel, als kopulierten Deep Purple und Iron Butterfly. »Türen öffnen sich zur Stadt« hieß das sinistre Werk und stammte von den mir gänzlich unbekannten Puhdys, deren Namen – hohe Ehrung! – ich auf meine Federtasche malte, zwischen Ten Years After und Uriah Heep.

Die Puhdys, das war auch mein erstes Livekonzert. Es stieg eines 1972er Sommersonntagnachmittags im Kreiskulturhaus Artern. Mein Vater chauffierte mich dorthin in unserem Trabant, den er »Hummel« nannte. Ich trug Lackschuhe mit Schafott-Absätzen, azurne Glockenhosen und ein Batikhemd. Im Kulturhaus-Foyer saßen Arterns Schöne auf Barhockern, nippten bunte Alkoholika und rutschelten mit viel Po und wenig an. Der Saal war bestuhlt, was man bei 4,05 Mark Eintritt wohl auch erwarten kann. Punkt, nein Schlag 16 Uhr ging's los. Es

wurde titanisch. Drummer Wosylus tobte nackt unter weißem Fell. Sänger Birr, den kundige *Kunden* »Maschine« hießen, umklunkerten die Ketten des Orients. Er stampte mit gestreiftem Jeansbein und brüllte, dass der Südharz bebte:

*Steige nicht auf einen Baum
Wenn du Fische subuchst
Aahaa, aahaa
Dumm, wenn du den Spiegel an der Wand
Und nicht dich verfluhuchst
Aahaa, aahaa
Küche, Kammer, enge Welt
So entsteht kein Held*

Wie beim Fußball gab es auch beim Puhdys-Konzert eine Halbzeitpause. Ich drang mit meinem feuerroten Kassettenrecorder KT 100 backstage und machte Interviews. Nicht jeder Puhdy wurde seiner Vorbildfunktion gerecht. Sänger Birr gab mir konstruktiv Auskunft, doch insbesondere der Gitarrist Hertrampf beweidete sich, dass es eine Art hatte. Schon ging's weiter, mit der Hymne: Deep Purples »Child in Time«. Dann der Säbeltanz von Chatschaturjan, dann Uriah Heep, »Bird of Prey«. Und als ein Mann sah ich das Saallicht angehn. Die *Kunden* erklärten beim Ausmarsch die Puhdys zur landesweiten Nr. 1. Zwar hätten auch Renft »Child in Time« sauber gebracht, seien aber klamottenmäßig total abgefallen.

Vati wartete schon draußen. Die Familie hatte inzwischen anderes erlebt. Unter dem 16. Juli 1972 notierte Vater im Tagebuch: »Um 14.30 Uhr Start mit der Hummel zum Kyffhäuser. Fahrt über Artern, wo wir Christoph absetzten, der dort zu einem Jugendkonzert wollte. In der Nähe des Fernsehturms machten wir Camping im Walde bei Bohnenkaffee (Nes), Erdbeertorte und Schlagsahne. War ganz herrlich dort. Dann ging's auf den Fernsehturm, dann zum Kyffhäuserdenkmal. Auf Rückfahrt Abstecher zum Stausee. Abends noch nett beim Glase Wein zusammen.« Vermutlich spielten wir Canasta. Ich liebte das. Und dachte: Küche, Kammer, enge Welt ...

Zu keiner Zeit hat der Ostrock den Westrock verdrängen können. Er blieb Komplementärfarbe, wie DEFA-Filme und DDR-Literatur. Modern Soul und Panta Rhei waren prima Bands, Colosseum, The Flock, Eric Burdon & War bethronten den Olymp. Die Ost-Bands

wussten und akzeptierten, dass sie West-Bands zu ersetzen hatten, und schwammen sich allmählich frei. Wie sie das taten, hat nicht jeder Ost-Fan goutiert, vor allem, wenn das Anarchische aus der Musik verschwand, wenn die offiziell propagierte »liedhafte, tanzbare Rockmusik« zum biedermeierlichen Schlager verkam. Ich war schockiert, als die Panta-Rhei-Helden Dreilich, Protzmann und Swillms die Würstband Karat aufmachten. Noch entsetzlicher: der Fall des Bürkholz-Sängers Hans-Jürgen Beyer, der sich vom Chris Farlowe der DDR zum Sülzler à la Karel Gott herunterjodelte. Ich empfand das als Verrat. Rock war mein Gral, das vertrug sich nicht mit Karrierismus, Anbiederei und kleinkapitalistischer Betriebsamkeit. Mein schlimmster Vorwurf an Musik hieß: Kommerziell!

Es wurde schon gesagt: Honecker und die Seinen suchten den Rock'n'Roll zu domestizieren. Die Ideologie probierte Jeans. Wie Blues und Jazz schon seit längerem, legitimierten die SED-Kulturerlauber auch Rock allmählich als emanzipatorische Musik des *Anderen Amerika*. Der Anti-Vietnamkriegs-Gestus der US-Rockgemeinde war den SED-Kulturerlaubern nicht entgangen. Fortan existierte zweierlei *Amerika*: das reaktionäre der Politik und die reine Guthrie-, Baez- & Dylan-Republik. Diese taktische Entspannung der Jugendpolitik hat einige



Zwiebelmarkt in Weimar, Oktober 1971